

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 9

Artikel: Die schöne Seele

Autor: Matutti

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Die schöne Seele

Märchen von Matutti

Es war eine Frau, die hatte äußerlich allerlei an sich, das den Leuten nicht gefiel. Sie wußte sich nur schlecht zu kleiden, und ihre wenigen Freundinnen, die sie nachsichtig lobten, wenn sie ein neues Kleid anzog, oder ein buntes Tuch um den Kopf schlang, oder einen Hut aufsetzte, verschwieg sie insgeheim nicht, wie ungeschickt die gute Frau sei und mit welchem Unrecht sie sich etwas auf ihren Geschmack einbildete. Die Wahrheit war, daß sie von allerlei schönen Dingen wußte, die Kleider aber nicht zu den wichtigsten Dingen des Daseins zählte und darum nur ebenso an ihre äußere Erscheinung dachte und für sich selber wenig Zeit verwendete.

Wie mit den Kleidern, so hielt sie es auch mit allen andern Angelegenheiten der äußeren Welt. Sie hatte wohl einen Staublappen angefertigt, um die Wohnung sauber zu halten, aber jedes Möbel lag unter einem grauen Schleier, wenn nicht zufällig ein Windzug' Buttritt fand und darüber blies. „Seht doch“, sagte Frau Maria, „wie das filberig glänzt! Man sollte nur den Staub gleichmäßig liegen lassen und sich daran gewöhnen. Ich finde, eine abgestaubte Wohnung sieht nüchtern aus!“

Frau Marias Mann sagte darauf: „Und ich finde, du bist sozusagen betrunken! Jedermann segt den Staub fort, und nur du bist der Ansicht, man sollte ihn liegen lassen. Zur Strafe wirst du in der Hölle ewig Staub schlucken müssen!“

Es gab zwischen Maria und ihrem Manne einen langen Krieg um dieser unterschiedlichen Anschauungen willen. Und niemand vermochte den Streit zu schlichten, denn die Überzeugungen, die beide mitbrachten, gingen bis auf den Grund ihres Beweis und konnten nicht verleugnet werden, nicht von ihr und nicht von ihm. Man muß aber beifügen, daß der Mann geduldig war und meistens schwieg, wenn seine Seele zu kochen drohte. Doch fiel ihm das Schweigen nicht schwer, weil er meistens nicht zu Hause war und außerdem Geld genug besaß, um jederzeit ausreichen zu können. Er fragte auch nicht danach, wieviel Geld Frau Maria brauche und bewilligte ihr alles, was sie anzuschaffen begehrte, und sie nahm deswegen an, daß er sie liebe.

Worüber sich der Mann am meisten ärgerte, das war, wie sie in der Küche wirtschaftete. „Ich koche gern“, sagte sie. „Nichts tu ich auf der Welt lieber als kochen!“ Und wirklich, wenn ein gutes Gericht über dem Feuer brodelte, genoß sie den Duft, als ob er einem Altar entsteige und berufen sei, die Götter gnädig zu stimmen. Desgleichen roch sie an jedem Apfel und an jeder Orange, bevor sie ans Schälen oder ans Essen ging, und ein neues Glas mit Weichselkonfitüre konnte sie in der Hand halten und die Farbe bewundern und das Aroma einsaugen, wie dies nur ein ganz glückliches Kind kann.

„Mir ist oft, man könne sich zur Hälfte vom Duft ernähren“, sagte Maria. Und ihr Mann gab ihr darauf die grobe Antwort: „Das ist aber auch notwendig, wenn jede Schüssel zur Hälfte taputt geht!“

Der Grund für diese bissige Redensart lag darin, daß Frau Maria keine Speise genoß, die vom vorhergehenden Tage stammte. „Es riecht nach gestern“, bemerkte sie und verzog den Mund. Oder: „Die Konfitüre hat den Zwiebelgeruch angenommen!“ Nein, sie konnte unmöglich etwas anderes als ganz frische

Sachen essen. Lieber würde sie gehungert haben. Ihr Mann spottete und drohte ihr mit einer Hungersnot, die der Himmel strafweise über sie verhängen werde. Oder er lobte ihre weiße Haut und hänselte voll fühler Gistigkeit: „Kein Wunder, wenn man zur Hälfte vom frischen Orangen-Aroma lebt! Wie könnte auch etwas Unsauberes ins Blut kommen! Nicht einmal Zwiebelgeruch an einem Apfel erlaubt dein nobler Magen deiner Jungel!“

Es gab aber noch einen andern Streitgegenstand zwischen Maria und ihrem Manne, der schlimmere Folgen haben sollte als ihre Wirtschaft in der Küche. Maria konnte nicht aufräumen und nichts wegwerfen. Sie hatte sich niemals angewöhnen können, Kleider, Bücher, Zeitungen, Konservenbüchsen, leere Flaschen, Federhalter, Tinte oder was auch war, sofort auf die Seite zu schaffen, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden. Sie gestand selber, daß sie eine Stube, die sie zwei Tage vernachlässigt hatte, oder einen Korridor, in welchem eine Unordnung entstanden war, nur noch mit Graußen betreten könne. Und wenn sie einmal eine Ecke ihres Zimmers mit Flickarbeit überlegte, blieb sie zwischen Garn, Tuchfetzen, einem Haufen Strümpfen, halbausgeleerten Körbchen mit Nadeln, Knäueln, Knöpfen und derlei Dingen sitzen, bis sie keinerlei Ausicht mehr hatte, in den Wirrwarr Ordnung zu bringen.

„Ich weiß einfach nicht, wie andere Frauen mit ihrer Arbeit durchkommen ... und wie sie für alles Platz haben“, sagte sie zu ihrem Manne. „Du gibst doch zu, daß ich wenig Platz habe!“

Da ließ der Mann ein neues Zimmer anbauen, und als Frau Maria nach einem Jahr abermals über Platzmangel klagte, ein zweites, und dann ein drittes. Und da er Geld genug hatte, baute er jedes Jahr ein neues Zimmer oder eine neue halbe Wohnung. Nach fünfzehn Jahren war das Haus sehr groß geworden. Aber die ältesten Räume glichen verwunschenen Gemächern eines Zaubererschlusses; Maria hatte überall abgeschlossen und die Schlüssel versteckt. „Da drinnen wohnt das Grauen“, sagte sie und wollte nicht, daß der Schloßer komme und die Türen öffne.

Dann kam der Moment, wo der Mann, der sich unterdessen weit weg von seiner Frau eine Zelle hatte bauen lassen, kaum viel größer als ein Bienenhaus, unerwartet starb. Und in diesem Moment stellte es sich heraus, daß er nichts mehr besessen als das große Haus seiner Frau mit allem, was darin war, und als die kleine Zelle mit dem einzigen Bett und dem Schemel, auf dem eine Kerze und ein Spiritusapparat standen. Und noch etwas kam an den Tag: Als Frau Maria ihren Reichtum zu verkaufen versuchte, fanden alle Käufer, daß sie nichts als Gerümpel besaße. Voller Gram verließ Maria das Haus, in welchem sie nur noch zu hungern Aussicht hatte, und machte einen schwachen Versuch, als Magd unterzukommen. Aber sie hatte alles verlernt, was Magde können müssen, und es war ihr ein Trost, als der Tod sie fand.

„Komm“, sagte der Tod, „du bist ja nicht von dieser törichten Welt und taugst auch nichts in ihr. Du hast eine schöne Seele und bist dort daheim, wo es keinen Staub und keine schalen Reste gibt ...“